

Suche Frieden

Menschen erzählen von einer Sehnsucht,
die nie aufhört

Herausgegeben von Stefan Vesper

Patmos Verlag

VERLAGSGRUPPE PATMOS

**PATMOS
ESCHBACH
GRÜNEWALD
THORBÜCKE
SCHWABEN
VERLAG**

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben

Für die Verlagsgruppe Patmos ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Alle Rechte vorbehalten
© 2018 Patmos Verlag,
ein Unternehmen der Verlagsgruppe Patmos
in der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.patmos.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller
Umschlagabbildung: © shutterstock/kangshutters
Satz: Schwabenverlag AG, Ostfildern
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Hergestellt in Deutschland
ISBN 978-3-8436-1021-6

Inhalt

Suche Frieden	7
STEFAN VESPER	
Leben im Krieg, Leben im Frieden	17
HANS MAIER	
Der Zirkeltag	30
WOLFGANG THIERSE	
»Gewalt beginnt, wo das Reden aufhört« (Hannah Arendt)	47
WINFRIED KRETSCHMANN	
Wege zur Freiheit	62
REBECCA HARMS	
Juden und Christen – mein Lebensweg	74
DANIEL NOA	
Nur ein kurzer Weg	91
ANDREAS HOLLSTEIN	
Friedens-Bilder und der Kirchentag als Friedensgeschichte	101
JULIA HELMKE	
Dem Frieden dienen – als investigativer Journalist	120
HANS LEYENDECKER	

Jerusalemener Friedensgeschichten	137
NIKODEMUS C. SCHNABEL OSB	
Erzählung über die unbekannteste Religion der Welt	149
MANFRED LÜTZ	
<i>Beiträgerinnen und Beiträger</i>	159

Suche Frieden

STEFAN VESPER

Jeden Menschen bewegt eine andere Sehnsucht nach Frieden. Sie ist ganz wesentlich geprägt von den eigenen Erfahrungen. Darum muss, wer von seiner Sehnsucht nach Frieden erzählt, auch viel von sich selbst und seiner eigenen Biografie reden.

Ich bin 1956 geboren. Mein ganzes Leben lang herrschte – einmal abgesehen vom Balkan – in Europa Friede. Ich musste mich nach nichts sehnen, weil es wie eine schiere Normalität schien, dass die Menschen und Völker in Frieden und Respekt miteinander umgehen. Es wurde von Jahr zu Jahr selbstverständlicher, dass die Grenzen offen sind und Europa Jahrzehnt für Jahrzehnt weiter in Frieden und Freiheit zusammenwächst.

Und doch gab es schon früh in meinem Leben Erinnerungen oder Zeichen, die auf den Krieg zurückverwiesen, in dessen »Nachkriegszeit« ich geboren worden war. Zwei meiner Lehrer auf dem Gymnasium hatten ein Bein verloren. Einer trug eine steife Beinprothese. Sie hinkten in die Klasse herein und wieder hinaus. Ein anderer Lehrer hatte den rechten Arm verloren, schrieb mit links, musste sich im Umgang mit Büchern und Heften auf dem Pult behelfen. Frühe Erinnerungen eines Jungen, der fragte, was da geschehen war.

Meine Eltern fuhren mit meinem Bruder und mir viele Jahre lang in die Niederlande an den gleichen Ort, ins gleiche Quartier. In den ersten Jahren spürte ich hier und da noch Anfeindungen von einigen Niederländern und Deutschen gegenüber. Ich verstand nicht, warum uns solche Ablehnung entgegenschlug. Zum Glück gab es auch andere Niederländer; viele wurden uns zu Freunden.

Kurz vor dem Abitur hatte ich ein einschneidendes Erlebnis. Ich muss vorwegschicken, dass meine Eltern auf dem Nachttisch an ihren Ehebetten jeweils Bilder des Ehepartners aus der Zeit ihrer Eheschließung hatten. Daher wusste ich, wie mein Vater ausgesehen hatte, als er in seinen Dreißigern meine Mutter kennenlernte, kurz nach dem Krieg. In der Schule behandelten wir, als es aufs Abitur zugeht, das Thema »Kunst im Dritten Reich«. Der Lehrer zeigte uns zur historischen Einordnung einen zusammenfassenden Film über den Zweiten Weltkrieg. An der Stelle, an der es um die Invasion in der Normandie vom 6. Juni 1944 ging, sah man u. a., wie eine Gruppe deutscher Soldaten im Moment ihrer Gefangennahme durch die Alliierten die Hände hob und mit großer Angst in die Kamera blickte. Unter diesen jungen Soldaten sah ich – meinen Vater! Sein Blick, seine Angst, überhaupt das ganze Erlebnis trafen mich tief. Ich ging nach der Stunde zum Kunstlehrer, um zu fragen, ob ich den Film noch einmal anschauen könnte. Es war damals die Zeit, in der man solche Filme auf großen Rollen bei einer Weiterbildungsinstitution ausleihen und sie sofort wieder dorthin zurückschicken musste. Ich fragte zu Hause am Abend meinen Vater, ob es sein könne, dass er im Moment seiner Gefangennahme

gefilmt worden sei. Er sagte, er habe in diesen Minuten Todesangst gehabt und keine Kamera wahrgenommen. Es habe ihm aber später ein Kriegskamerad erzählt, dass er ihn irgendwann einmal in der »Wochenschau« gesehen habe. Also könne es sein, dass er damals gefilmt worden sei. Der Kunstlehrer, mein Vater und ich verabredeten uns und sahen zwei Tage später in unserer Schule erneut die entsprechende Stelle. Es stimmte.

Ich kann kaum richtig ausdrücken, wie mich dieses Ereignis berührt hat. Es spielte kurz danach auch bei meiner Kriegsdienstverweigerung eine Rolle. Ich leistete dann Zivildienst in einem Jugendheim.

Zwei andere Erfahrungen haben mir gezeigt, dass ich als »Nachkriegskind« ganz unbestritten in unsere deutsche Geschichte »verwoben« bin. Als ich 18 Jahre alt war, hatte ich eine Freundin in Frankreich; sie lebte in Paris. Wir besuchten uns regelmäßig bei unseren Herkunftsfamilien. Sie kam zu mir nach Deutschland und ich fuhr zu ihrer Familie in die französische Hauptstadt. Wir nahmen jeweils am Leben und am normalen Alltag der Familien teil. Noch heute gehen ja die Franzosen nicht – wie viele hierzulande – einmal in der Woche zum Supermarkt, sondern sie gehen in den Straßen ihres Viertels zu verschiedenen Läden, zum Bäcker, zum Fleischer, zum Gemüseverkäufer und zum Käseman. So gingen meine Freundin und ich eines Nachmittags zu der nahen Käsehandlung und unterhielten uns im Verkaufsraum kurz auf Deutsch darüber, was wir einkaufen wollten. Der Mann hinter der Theke fragte meine Freundin: »Ist der junge Mann dort Deutscher?«, und deutete auf mich. Als sie bejahte, forderte er sie auf, mir zu sagen, dass ich den Ver-

kaufraum verlassen solle. Er verkaufe nicht an Deutsche. Überrascht, weniger empört als nachdenklich, folgte ich der Aufforderung. Im Nachhinein hörte ich, dass offenbar seine gesamte jüdische Familie von Deutschen und in deutschem Namen umgebracht worden war. Als junger Mann von 18 Jahren konnte ich persönlich nichts dafür – aber ich stand in einer Geschichte, die mich mit in Verantwortung für Gegenwart und Zukunft nahm.

In etwa der gleichen Zeit, 1978, beging man den 40. Jahrestag der »Reichskristallnacht«; heute verwendet man den Begriff »Reichspogromnacht«. Ich erinnere mich an eine sehr heftige Diskussion unter Gleichaltrigen, ob wir etwas mit dem Thema zu tun hätten oder nicht. Viele glaubten, das sei Geschichte – im Sinne von vergangenem Geschehen, Vergangenheit – und habe mit der Gegenwart und mit uns nichts zu tun. Einig waren wir uns darin, dass uns keine Schuld traf. Uneinig blieben wir darüber, ob uns aus dieser Geschichte eine Verantwortung für die Gegenwart und Zukunft erwächst. Dass es so ist, war und ist meine Meinung. Ich weiß nicht, ob ich die Zweifler überzeugen konnte. Aber nicht erst seit dieser Diskussion weiß ich, dass es unsere gemeinsame Aufgabe ist, solange wir leben die Erinnerung wachzuhalten und an die Verantwortung für den Frieden zu appellieren. Das ist ein Teil meiner Sehnsucht nach Frieden – und ich sage das im Bewusstsein, dass die Kräfte wieder lauter werden, die gerade diese Verantwortung, sich zu erinnern, bestreiten und sogar lächerlich machen.

Friede gehört zu den Begriffen, die einem erst richtig nahekommen, wenn Unfriede herrscht. Wer gesund ist, macht sich

keine besonderen Gedanken um seine Gesundheit. Ganz anders ist es, wenn jemand krank ist, dann beginnt man sich zu sehnen nach den gesunden Tagen und Lebensumständen. So ist es auch beim Frieden. Friede ist aber auch nicht einfach nur ein »Zustand«, sondern Friede ist etwas, das erarbeitet, gesichert und auch – siehe oben – verteidigt werden muss.

Durch eine Amokfahrt in Münster mit Toten und Verletzten ist Deutschland im Frühsommer 2018 an einem herrlichen Samstagnachmittag schockiert worden. Auf schmerzliche Weise drängte sich hier das Thema des persönlichen Friedens auf, ja in diesem Fall des psychischen Friedens. Alles, was uns im Innersten bewegt – Freude und Trauer, Sorge und Not, Angst und Wut, Lust und Liebe, Neid und Missgunst – ist ja auch Bestandteil eines inneren Prozesses zum Thema »Suche Frieden«. Krankheit, Verzweiflung, Verblendung, Hass – es gibt vieles, was den Frieden zerstören kann. Klar ist jedenfalls, dass gesellschaftlicher, kirchlicher Friede – oder Friede auf welchem Gebiet auch immer – nur von Menschen ausgehen kann, die den Frieden auch in ihrem Innern suchen. Die Bibel, zum Beispiel die Psalmen, zeichnen viele Aspekte dieser persönlichen Friedenssuche nach.

Eine wiederum andere Facette lehrte mich das Gespräch mit einem hochengagierten und hochverehrten Christen aus der DDR. Auf meine gelegentliche Rede, der Friede sei das höchste Gut, reagierte er mit ebenso höflichem wie scharfem Widerspruch. Es gebe Situationen, in denen man den Streit, die Auseinandersetzung, die Klärung suchen müsse. Wo notwendig, müsse man laut widersprechen, mutig eingreifen, falschen Frie-

den aufdecken. Doch seine Kritik ging noch tiefer. Friede und Gerechtigkeit müssten in einem richtigen Verhältnis zueinander stehen, und für ihn stehe die Gerechtigkeit über dem Frieden. Hier ist nicht der Ort, um diese Frage in der nötigen Tiefe durchdenken zu können. Aber einer der wichtigsten Texte zum Thema dürfte noch immer jener von der Deutschen Kommission *Justitia et Pax* erarbeitete sein, den die Deutsche Bischofskonferenz 1983 herausgegeben hat und der schon im Titel eine Lösung andeutet: »Gerechtigkeit schafft Frieden«.

Die Sehnsucht nach Frieden und die Sehnsucht nach Gerechtigkeit rufen aber nach einem Dritten, nach der Sehnsucht nach einem verantwortbaren und nachhaltigen Leben. Auch das zieht sich durch mein Leben – die Erkenntnis und das Bewusstsein, als jemand, der in einem reichen Land des Westens lebt, die Ressourcen zu verbrauchen, die anderen schon heute und später Geborenen auf der ganzen Welt fehlen werden.

Eine Frage zieht sich durch mein Leben, die nicht individuell gemeint ist – das manchmal auch –, sondern uns als Menschheit meint: »Warum tun wir nicht, was wir wissen?« Warum handeln wir nicht verantwortlich? Warum gehen wir mit unserer Schöpfung in einer Weise um, die auf klaren Ungerechtigkeiten fußt und die zwingend zu Krieg und Gewalt führen wird? »Anders leben, damit andere überleben« – so hieß das Leitwort einer Fastenaktion von Misereor in den 1970er-Jahren.

Jahre später. Das Telefon klingelte. Ich erhielt eine Anfrage, die mir einen wiederum besonderen Aspekt der Friedenssehnsucht erschloss. Ich ging für zwei Jahre ins Ausland, in die Schweiz,

um für den Rat der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE), der sein Büro in Sankt Gallen hat, die Zweite Europäische Ökumenische Versammlung (EÖV₂) vorzubereiten. Sie sollte 1997 in Graz stattfinden zum Thema »Versöhnung – Gabe Gottes und Quelle neuen Lebens«. 720 Delegierte aus allen christlichen Kirchen Europas und 10.000 Teilnehmerinnen und Teilnehmer kamen in die Hauptstadt der Steiermark. Friede und Versöhnung – das zog sich durch diese Jahre der Vorbereitung und natürlich vor allem durch die Versammlungstage selbst. Ebenso wichtig wie die Arbeit am Schlussdokument waren unzählige Begegnungen dieser Tage. Unvergessen bleibt für mich der Mittwoch der Versammlung. Wir hatten in der Planung vorgesehen, dass es dort »nationale Treffen« geben sollte, es sollten an diesem Tag in über 30 unterschiedlich großen Sälen und Hallen die Christen eines jeweiligen Landes zusammenkommen. Was für Deutschland und andere Länder ein ganz normales Treffen war – hier arbeiten die Kirchen seit langem gut in der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen (ACK) zusammen –, war für andere Länder neu, ja sensationell. So fand erstmalig ein Treffen der rumänischen christlichen Kirchen statt. Sie hatten bis dahin in Rumänien zum Teil in großen Spannungen miteinander gelebt. Weit genug weg von zu Hause, konnten sie erstmalig aufeinander zugehen und erste Schritte zur Versöhnung beraten.

Suche Frieden – das ist keine harmlose Aufforderung. Es ist Ausdruck einer tiefen Sehnsucht, die nie aufhört. Die Worte aus dem Psalm 34 waren das Leitwort des 101. Deutschen Katholikentags, der vom 9. bis 13. Mai 2018 in Münster stattfand. Der

Katholikentag war ein großartiges und viele tief bewegendes Ereignis. 90.000 Menschen nahmen teil.

Wie immer war auch dieser Katholikentag eigentlich tausend Katholikentage. Denn jede und jeder macht in diesen Tagen eigene Erfahrungen, zieht eigene Erkenntnisse, führt eigene Gespräche, erlebt eben den eigenen Weg von der Eröffnung am Mittwoch bis zum Gottesdienst am Sonntag.

Für mich gehört zu den eindrucksvollsten Stunden meine Zeit in der »Erzählkirche« des Katholikentags. Dieses einstündige Format gab es in Münster zum ersten Mal. Bekannte und unbekannte Persönlichkeiten erzählten von persönlichen Erfahrungen aus dem Themenfeld »Friede«. Es ging um persönlichen und politischen, gesellschaftlichen und kirchlichen Frieden. Es war beeindruckend, was da an Erfahrungen, biografischen Notizen, Konfliktivem, Traurigem, Erhebenden und auch Geistlichem erzählt wurde. Die Zuhörerinnen und Zuhörer waren gebannt, in der Münsteraner Clemenskirche wie auch draußen, wohin fast immer wegen Überfüllung der Kirche übertragen werden musste.

Viele dieser Beiträge waren Zeugnisse, Ausdruck einer urmenschlichen Sehnsucht nach Frieden. Und davon, dass wir der Gesellschaft – durch konkrete Menschen, die als Christen leben – etwas anzubieten haben, einer Gesellschaft, in deren Mitte wir Zeugnis geben von dem, was unser Leben trägt.

Moderiert haben die einzelnen Stunden übrigens sehr einfühlsam die vier Vizepräsidentinnen und Vizepräsidenten des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK): Dr. Christoph Brass, Wolfgang Klose, Karin Kortmann und Dr. Claudia

Lücking-Michel. Ich danke allen, dass sie die rechten Worte gefunden haben, um das Erzählte hier und da aufzugreifen und noch zu vertiefen.

Dieser Band gibt einige Beiträge aus der Erzählkirche wieder. Der frühere bayerische Kultusminister *Hans Maier* erzählt seine Lebensgeschichte; er schließt mit einem sehr persönlichen Zeugnis. Der langjährige Bundestagspräsident *Wolfgang Thierse* erzählt von seinem Leben als katholischer Christ in der DDR und ist für mich – nicht nur – ein Vorbild für Zivilcourage. *Winfried Kretschmann*, Ministerpräsident von Baden-Württemberg, erzählt von seiner Arbeit und zitiert und entfaltet das Hannah Arendt zugeschriebene Wort »Gewalt beginnt, wo das Reden aufhört ...«. Einem Filmregisseur würde man vorwerfen, zu viel Phantasie zu haben, wenn er sich eine Lebensgeschichte ausdächte, wie sie *Daniel Noa* erzählt, dessen Familie jüdische und christliche Wege zu Gott verbindet. Für *Andreas Hollstein* wurde die abstrakte Tatsache, dass immer mehr Menschen in öffentlicher Verantwortung von physischer Gewalt bedroht sind, zur lebensbedrohenden Erfahrung. Er erzählt von einem Tag, der sein Leben verändert hat; sein Mut berührte alle Zuhörer in der Erzählkirche. *Julia Helmke*, die Generalsekretärin des Deutschen Evangelischen Kirchentags, erzählt von der Friedenssuche dieser großen und starken evangelischen Bewegung. Sie geht dabei auf Kunst und Kultur und insbesondere den Film »Cahier africain« ein. Ob er jemals dem Frieden gedient habe, wisse er nicht, schließt *Hans Leyendecker*, Präsident des 37. Deutschen Evangelischen Kirchentags in Dortmund 2019 seinen Beitrag ab. Er erzählt von seinem Wirken als investigativer Journalist. Pater

Nikodemus Schnabel berichtet von seiner großen Liebe, die nur einen Namen hat: Jerusalem! Die Europaabgeordnete *Rebecca Harms* steht im Alltag in Brüssel oder Straßburg mitten in der politischen Friedenssuche; sie erzählt davon. *Manfred Lütz*, Arzt, Kabarettist, Autor, widmet sich einem der Gegenbegriffe zu Frieden, nämlich der Gewalt, und geht einer vermeintlichen Gewaltgeschichte des Christentums nach. Dass es dabei mal ernst und mal heiter zugeht, immer aber auch überraschend war, durfte ich selbst miterleben.

Ich empfehle alle diese Texte der Lektüre unserer Leserinnen und Leser – und ich wünsche, dass sie zum Nachdenken über die eigene Friedenssuche beitragen. Ich danke Nathalie Pieper, die mich bei der Herausgabe dieses Bandes unterstützt hat. Vor allem danke ich den Gremien des Deutschen Katholikentags, dem Bistum Münster, der Stadt, den Haupt- und Ehrenamtlichen überall, den Helferinnen und Helfern und allen, die die Erzählkirche unterstützt haben, natürlich auch im Zentralkomitee der deutschen Katholiken. In den Münsteraner Tagen haben wir in großer Dankbarkeit auch an einen der besonders großen Friedenssucher gedacht, der in der katholischen Kirche in Deutschland und darüber hinaus unvergessen ist: Karl Kardinal Lehmann. Er hat so vieles zusammengedacht, zusammengebracht und zusammengehalten, was uns noch heute bewegt. Für mich ist er ein Zeuge dieser Sehnsucht, die nie aufhört: Suche Frieden.

Leben im Krieg, Leben im Frieden

HANS MAIER

Schon immer gab es *Erzählcafés*, *Erzählwirtschaften*, in denen Menschen in geselliger Runde aus ihrem Leben berichten. Aber eine *Erzählkirche* bei einem Katholikentag – das gibt es erst seit dem heutigen Tag. Ich meine, diese Erfindung ist nicht nur patentwürdig, sie hat auch öffentliches Lob verdient. Gern wirke ich heute hier mit.

/

Das Thema des 101. Katholikentags in Münster ist Friede. Wie passt dieses Thema zu meinem Leben? Auf den ersten Blick passt es sehr gut. Von den bisher 87 Jahren meines Lebens habe ich die meisten in Frieden verbringen dürfen – von 1931 bis 1938 in einem unsicheren Frieden, der 1939 in den Krieg umschlug, von 1945 bis heute in einem relativ stabilen Frieden.

Das hat natürlich Einfluss auf das eigene Denken und Fühlen. Wenn ich heute in einer Stadt durch Straßen und über Plätze gehe, vorbei an friedlich dreinschauenden Menschen, dann empfinde ich diesen Frieden als Geschenk. Er ist nicht selbstverständlich. Es könnten ja auch Schüsse fallen, Wohnun-

gen zerbombt werden, wie es im Krieg geschieht, wie wir es gegenwärtig in Bildern aus Syrien, dem Jemen, der Ostukraine sehen. Man müsste dann an jedem Ort Tod und Verwüstung fürchten. Man könnte nicht mehr einfach aus dem Haus und über die Straße gehen, könnte nicht mehr friedlich – wie wir alle gerade im Augenblick – auf Bänken und Stühlen in einer Kirche sitzen. Es gäbe keine Sicherheit mehr, alles könnte von einem Moment zu anderen zusammenstürzen und uns in die Tiefe reißen.

Auch solche Kriegszeiten habe ich erlebt – in meiner Kindheit. Das liegt nun schon viele Jahrzehnte zurück. Am 10. Mai 1940 nachmittags um vier Uhr verloren drei deutsche Bomber aus einem Landsberger Kampfgeschwader auf dem Flug nach Dijon die Orientierung, hielten Freiburg für eine französische Stadt und warfen ihre Bomben auf sie ab. 20 Kinder auf einem Spielplatz im Stühlinger wurden getötet. Diesen Angriff – er wurde vom NS-Regime fälschlich den Alliierten zugeschrieben – habe ich mit meiner Mutter aus mittlerer Entfernung erlebt, als wir zum Friedhof, zum Grab meines früh verstorbenen Vaters gingen.

Später, von 1943 an, folgten dann die wirklichen alliierten Luftangriffe – der ärgste am 27. November 1944, als 300 britische Bomber Tausende von Brandbomben und Luftminen auf die Stadt abwarfen und in 20 Minuten 2800 Menschen, überwiegend Frauen, Kinder und Greise, töteten. Das Mietshaus, in dem wir wohnten, wurde zerstört, meine Schwester und ich wurden verschüttet. Wir waren rundum eingeschlossen, nirgends war ein Herauskommen, wir wussten nicht, ob wir überleben würden.

Glücklicherweise bahnten zwei entschlossene Nachbarn mit Pickeln, Schaufeln und Äxten einen Weg zu uns. Es war ihr freier Entschluss, sie hätten ja auch weglaufen können. Nach einer Stunde konnten wir durch ein Loch in der Kellermauer aus dem zerstörten Haus herauskriechen. Das Schlimmste war uns erspart geblieben. Aber Kindheit und Jugend waren mit jener Nacht mit einem Schlag vorbei.

Der Krieg ging dem Ende zu. Ich wohnte mittlerweile im Osten der Stadt, und ein fast täglicher Gang führte mich frühmorgens in die Pfarrkirche Mariahilf, wo ich beim Seelenamt für die Bombenopfer die Orgel zu spielen hatte. Überraschenderweise fand sich bis zuletzt immer ein kleiner Chor älterer Damen (von den lateinkundigen Ministranten liebevoll-boshaft »Clamor inopiae« – Gesangverein Notschrei – getauft), die im Chaos unbeirrt das »Gib ihnen die ewige Ruhe!« sangen. Beim Heimweg kamen die Tiefflieger; in einem Unterstand liegend, während das MG-Feuer über den Messplatz fegte, dachte ich nach über Vergangenheit und Zukunft. Ich weiß noch, dass mich ein sinnloser wilder Zorn packte: Warum war ich, gerade ich, hineingerissen in Krieg und Zerstörung, in etwas, das ich nicht begonnen hatte und wofür ich keine Verantwortung trug?

Doch dann war plötzlich der Zusammenbruch da, die Kapitulation, das Kriegsende. Die Alarmsirenen gingen nicht mehr. Keine Bomben fielen mehr vom Himmel. Wir waren noch einmal davongekommen. Wir kniffen uns in Arme und Beine und stellten erleichtert fest: »Hallo, wir leben!« Wir wuchsen verwundert und nachdenklich inmitten von Trümmern auf. Hauptsache: Wir waren frei.